

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 49

Artikel: Lebe wann du willst [Fortsetzung]
Autor: Sagunt, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752626>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lebe wann Du willst

ROMAN VON CARL SAGUNT

Zwölfte Fortsetzung

Copyright by Conzett & Huber, Zürich 1933

Dabei sagte sie sich hundertmal, daß die Schauspielerin ganz unschuldig war. Aber das änderte nichts an der Tatsache, daß Frl. Dr. Shell sich betrogen glaubte. Betrogen um das Vertrauen dieses Medicus Stobbs und um alles, was mit ihm und mit seinem Geheimnis zusammenhing.

Denn der gute Stobbs hatte sich gründlich verändert. Er schien für nichts mehr Interesse zu haben als für Christie Gibbs. Abend für Abend saß er in einer der Proszeniumslogen des Theaters, in dem sie spielte und wandte kein Auge von der Bühne. Er verwandelte ihre Garderobe in einen Blumenhain. Er wartete, gleich einem verliebten Schüler, an der Tür zum Bühneneingang, um sie nach der Vorstellung abzuholen. Und da es nicht schicklich gewesen wäre, sie in seine eigene Wohnung zu bitten, so drängte er Cynthia, die Freundin zum Wochenende nach Knokdrin einzuladen.

Cynthia gönnte Christie ihren Verehrer, aber sie beobachtete mit Schrecken, wie der Medicus über seiner Liebe alles andere vergaß, was ihm früher so sehr am Herzen gelegen hatte. Haus Knokdrin, aus dem sie seiner wegen alle ihre früheren Patienten verjagt hatte, war noch immer leer; Professor Kelby, der Entdecker jenes Sterns, der erst in hundert Jahren aufgehen würde, war der einzige Insasse, der geduldig darauf wartete, daß er mit Hilfe des Medicus die Traumreise ins kommende Jahrhundert antreten konnte. Hatte nicht Stobbs davon gesprochen, eine ganze Reihe interessanter Leute in Knokdrin zu sammeln, die diese Reise mitmachen wollten? Er schien es völlig vergessen zu haben. Und wenn Cynthia ihn daran erinnerte, ihn mahnte, seine Pläne doch nicht so gänzlich aus den Augen zu verlieren, dann lachte er und sagte:

«Aber teure Cynthia, wir haben doch Zeit! Gönnen Sie mir doch, daß ich wider Erwarten soviel Geschmack an dem Leben gefunden habe. Ob wir uns ein paar Wochen früher oder später auf die große Reise machen, ist doch nicht wichtig. Ich muß Ihnen ehrlich gestehen, daß ich im Augenblick gar keine Lust habe. Und Sie... Sie müssen doch noch erst Ihren Mr. Gardener bekehren, daß er mit von der Partie ist. Oder wollen Sie ohne ihn das Pulver ausprobieren?»

Nein, das wollte Cynthia freilich nicht, und was der Medicus sonst gesagt hatte, hatte auch Hand und Fuß; es kam in der Tat auf ein paar Wochen früher oder später nicht an. Trotzdem konnte Cynthia ihre Unruhe nicht meistern. Es gab etwas im Verhalten des Medicus, das einen hartnäckigen Verdacht in ihr wachrief, ohne daß sie sagen konnte, welchen Inhalt dieser Verdacht nun eigentlich hatte.

Stobbs weigerte sich nämlich energisch, Christie Gibbs irgend etwas von dem Geheimnis seiner Existenz, von dem Pulver und von seinen Zukunftsplänen mitzuteilen. Als Cynthia jenes erste Gespräch mitangehört hatte, das Stobbs mit der Schauspielerin geführt hatte, glaubte sie, er würde Christie enthusiastisch als die geeignetste Kandidatin für die Fahrt ins kommende Jahrhundert begrüßen. Mit welcher Bitterkeit hatte sie von dem vergänglichen Ruhm der Großen der Bühne gesprochen und wie leidenschaftlich dem Wunsche Ausdruck verliehen, durch einen «Urlaub vom Tode» diesem Schicksal baldigen Vergessenwerdens zu entgehen. Wenn es neben Professor Kelby irgend jemanden gab, dem Stobbs die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches gewähren konnte, dann war es Christie Gibbs. Und konnte er, der sie liebte, sich etwas Besseres wünschen, als mit ihr gemeinsam in einer fernen Zeit Wiederauferstehung zu feiern?

Sie hatte das mehr als einmal dem Medicus vorgestellt, aber der hatte sich stets energisch gegen ihre Darlegungen gewehrt. Nein, Christie sollte von all dem nichts erfahren. Vielleicht... später einmal. Vorläufig zog Medicus Stobbs es vor, ihr mit aller Galanterie, deren er fähig war, den Hof zu machen und sich um sie zu bewerben, als denke er gar nicht daran, in absehbarer Zeit dieses Dasein wieder aufzugeben.

Cynthia sah es mit schwerem Aeger. Die Frau und die Aertzin in ihr waren in gleicher Weise verletzt. Zwar hätte sie laut gelacht, wenn ihr jemand gesagt hätte, sie sei in den Medicus verliebt. Aber sie hegte gegen ihn Gefühle, wie sie zwischen Pflegebefohlenen und ihren Pflegern entstehen, ein Gemisch von Mütterlichkeit und ärztlicher Autorität, das nicht minder zur Eifersucht befähigt als die Liebe. Daß Stobbs sich in Christie Gibbs verliebt hatte, erschien ihr als eine Eigenmächtigkeit, die er sich ohne ihre Erlaubnis nicht hätte herausnehmen dürfen.

Mehr als einmal war sie in Versuchung, selbst das zu tun, was der Medicus um keinen Preis wollte: Christie in sein Geheimnis einweihen. Eines Tages, wußte sie, würde sie es tun. Denn sie sah darin das einzige Mittel, Stobbs wieder zu seiner eigentlichen Aufgabe zurückzubringen. Wenn Christie von der Möglichkeit hörte, für ein volles Jahrhundert «Urlaub vom Tode» zu nehmen, so würde sie mit der größten Leidenschaft darauf drängen, daß das Experiment bald gemacht wurde und sie daran teilnahm.

All die Sorgen um Stobbs und sein Experiment, die Cynthia sich machte, wären gegenstandslos gewesen, wenn die Aertzin die Wahrheit gewußt hätte: daß das Wunderpulver, um das sich alles drehte, nicht mehr im Besitze des Medicus war und daß wenig Aussicht bestand, es wiederzuerlangen. Hätte sie es gewußt, sie hätte nur zu gut verstanden, daß Stobbs um Christie sich bewarb. Vor allem aber hätte sie etwas getan, was den wahren Grund ihrer Unruhe beseitigt hätte: an Bob Gardener telegraphiert, er möge heimkommen. Wenn das Pulver nicht mehr da war, was für einen Sinn hatte es dann noch, seinem Ursprung im fernen Indien nachzuforschen?

Christie Gibbs selbst hatte sich zuerst über ihren neuesten Verehrer etwas lustig gemacht. Sie war es gewohnt, daß ihr die jungen Leute nachliefen, aber es war ihr neu, auf Schritt und Tritt einem Manne zu begegnen, der nahe an den Fünfzig sein mußte. Bald aber wurde sie dessen gewahr, daß dieser Medicus es mit all den jungen Snobs, die sich an sie herandrängten, in jeder Beziehung aufnehmen konnte. Mit dem feinen Instinkt der echten Frau spürte sie bald, um wieviel vornehmer, gebildeter, charaktervoller dieser Mann in reifen Jahren war, als alle jene jungen Laffen. Bald empfand sie für ihn eine ehrliche, warme Freundschaft, die sich von Woche zu Woche steigerte. Und wenn Medicus Stobbs die Tage der Woche zählte bis zu der Stunde, in der Christie Gibbs in Knokdrin erschien, um dort den Sonntag zu verleben, so begann auch Christie sich auf dieses Zusammensein mit ihm und Cynthia mehr zu freuen, als sie vor sich selbst zugeben mochte.

Es war an einem solchen Sonntag. Cynthia, Christie, Professor Kelby und der Medicus saßen im Garten von Haus Knokdrin unter einer riesigen Platane und tranken Tee, als das Telefon läutete. Der Diener kam und meldete, Professor Pearson lasse fragen, ob er gleich nach Knokdrin hinauskommen dürfe. Er habe eine Nachricht für Medicus Stobbs, die keinen Aufschub dulde.

Cynthia ließ antworten, der Herr Professor sei ihr und ihren Gästen jederzeit willkommen. Der Astronom dachte jetzt zum erstenmal wieder daran, daß Stobbs dem Che-

miker eine Probe seines Pulvers zur Untersuchung gegeben hatte. Und er, der auf Stobbs' Wunsch in Gegenwart der Schauspielerin niemals von ihrem gemeinsamen Geheimnis gesprochen hatte, verschnappte sich jetzt:

«Ach, nun werden wir endlich erfahren, was es mit Ihrem Wunderpulver auf sich hat, Medicus!» rief er aus.

Es entstand ein peinliches Schweigen. Christie Gibbs spürte sofort, daß ihre Gegenwart der Anlaß war.

«Gibt es ein Geheimnis, meine Herrschaften?» fragte sie lächelnd. «Soll ich mich einen Augenblick entfernen? Hat Cynthia eine große Entdeckung gemacht... oder Sie, Medicus? Habe ich recht gehört, daß von einem Wunderpulver die Rede war?»

Professor Kelby wäre vor Scham über seine Achtlosigkeit am liebsten in ein Mausloch verschwunden. Stobbs aber sprang mit finster-entslossenem Gesicht auf:

«Machen Sie sich keine Vorwürfe, Sir Rufus! Ich hätte sowieso bald mit Ihnen allen sprechen müssen. Ja, liebe Christie Gibbs, es gibt ein Geheimnis um ein Wunderpulver, oder vielmehr: es gab es. Denn, meine Freunde, ich muß Ihnen gestehen, was ich bisher verschwiegen habe: das Pulver ist fort! Es ist gestohlen, aus dem Kassettschrank meines Anwalts entwendet worden... und es besteht wenig Aussicht, es wieder zu bekommen. Vielleicht, liebe Cynthia, verstehen Sie jetzt die Veränderung in meinem Wesen, die Ihnen — ich weiß es! — so viel Sorge gemacht hat. Ich bin jetzt nicht mehr als Sie, liebe Freunde: ein Mensch, der einem natürlichen Ende aufhaltsam entgegengeht. Und alle meine Versprechungen für die Reise in die Zukunft sind uneinlösbar geworden!»

Seine Stimme zitterte bei diesen letzten Worten. Einen Augenblick schwiegen alle betreten. Dann ging Sir Rufus Kelby auf den Medicus zu und legte ihm die Hand auf die Schulter:

«Seien Sie nicht traurig, lieber Freund! Wir haben eine Zeitlang geglaubt, uns über das menschliche Geschick erheben zu können. Das Schicksal nimmt uns jetzt in eine harte Lehre: es spottet unseres vermeintlichen Uebermenschentums! Aber Sie, lieber Medicus, haben an unserer Enttäuschung keine Schuld. Lassen Sie sich sagen, wie sehr wir trotz allem mit Ihnen verbunden sind.»

In diesem Augenblick betrat Professor Pearson den Platz. Er begrüßte die Anwesenden und bat dann, den Medicus unter vier Augen sprechen zu dürfen. Indem er mit ihm auf und ab wandelte, berichtete er ihm über das Gespräch mit Kommissar Burness. Vor allem sagte er ihm, daß der Medicus sofort nach New York reisen müsse, um nach «Soldatenart», wie Burness es vorge schlagen hatte, sich wieder in den Besitz des Pulvers zu setzen.

Stobbs blieb stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn: «Kommen Sie, Professor, wir wollen das mit meinen Freunden beraten. Nach Amerika fahren... nein, das kann ich nicht! Dem bin ich nicht gewachsen. Denken Sie doch daran: ich bin ein Kind des vorigen Jahrhunderts. Ich habe mich hier nur mit einiger Mühe und nur mit Hilfe genauer Vorbereitungen einleben können. In New York wäre ich verloren! Nein, ich kann nicht fahren.»

Das wiederholte er auch immer wieder vor der kleinen Gesellschaft, zu der die beiden zurückgekehrt waren. Aber Cynthia fing dabei einen der Blicke auf, die er auf Christie warf — und sie wußte Bescheid.

«Er ist doch ein Narr!» dachte sie.

Der Medicus lief, die Hände auf dem Rücken, erregt im Garten umher. Plötzlich blieb er stehen, schlug sich vor die Stirn, lachte und rief:

(Fortsetzung Seite 1573)

BAILLY



SKI

23⁸⁰

54⁵⁰



*Eine Schachtel schöner als die andere
 Ein Bonbon besser als das andere...
 so recht etwas für Weihnachten*

Cailler

Chocolade-Bonbons in prachtvollen Geschenkpackungen

Jede Packung in 3 Grössen mit 250 g, 500 g und 1 kg Inhalt

Copyright

«Daß ich das vergessen konnte! Bleibt alle hier: in zwei Stunden bin ich wieder zurück und alles wird in Ordnung sein.»

Gleich darauf hörten sie, wie er in seinem kleinen Auto so schnell als möglich davonfuhr. Er raste über die Straße nach London und war in Rekordzeit vor seiner Stadtwohnung. Sobald er die Haustür geöffnet hatte, rief er nach Gilley, aber es dauerte ein paar Minuten, bis der «Selbstmörder» erschien. Trotz des Gedankens, der ihn ganz beherrschte, entging dem Medicus die Verlegenheit nicht, in die seine plötzliche Rückkehr den Diener offenbar versetzt hatte.

«Habe ich Sie gestört, Gilley?» fragte er. Gilley wurde rot: «Nicht im geringsten, Herr! Nur ... es war ein Freund von mir da ... wir haben ein wenig Karten gespielt. Ich hoffe, der Herr habe nichts dagegen?» fügte er hinzu, indem er sich mit einem schnellen Blick durch das Fenster davon überzeugte, daß Schwester Evelyn gerade um die nächste Straßenecke verschwand.

«Nein, Gilley, nicht das mindeste. Aber hören Sie: haben Sie noch immer Reiselust?»

Gilley sah ihn einen Augenblick mißtrauisch an. «Wenn ich ehrlich sein soll, Sir, im Augenblick wäre mir nicht so sehr viel daran gelegen. Muß es denn sein?»

«Ja, Gilley!» Stobbs packte den Selbstmörder bei den Schultern. «Ich denke, Mann, Sie sind heute ganz froh darüber, daß ich Sie damals vom Geländer der Themsebrücke heruntergeholt habe. Nun, jetzt können Sie mir einen Gegendienst erweisen: holen Sie mir das Pulver wieder! Ich weiß, wo es ist!»

Mit heißen Augen verschlang Gilley die Anzeige im «New York Radio», die der Medicus ihm zu lesen gab. Seine Augen begannen zu funkeln:

«Ich will nicht Gilley heißen, wenn ich das Pulver diesen Burschen nicht wieder abnehme! Heute abend fährt die «Hibernia» von Southampton. Ich habe in zehn Minuten gepackt. Sie brauchen nichts zu tun, Herr, als mir etwas Geld zu geben!»

«Gilley!» rief Stobbs aus, «wenn Sie das Pulver wiederbringen, so tun Sie es auch für sich selbst, vergessen Sie das nicht. Es ist das einzige Gegengift gegen den Fluch Ihrer Mirajah ...»

Gilley kratzte sich den Kopf: «Um die Wahrheit zu sagen, seit einiger Zeit schmeckt mir das Küssen wieder ganz gut. Aber man weiß ja nicht, ob das anhält ... Jedenfalls können Sie sich darauf verlassen, daß Gilley sein möglichstes tun wird.»

Damit ging er hinaus, steckte dann aber noch einmal den Kopf zur Tür hinein und sagte leise:

«Würden Sie so freundlich sein, Schwester Evelyn von mir zu grüßen, Sir ...?»

Die Weissagung des Yogi.

Es war lange nach Mitternacht, als Abduraman-Sherridan in das Zimmer Gardeners schlüpfte, ein Bündel Kleidungsstücke unter dem Arm.

Mit der Geschicklichkeit eines Theatergarderobiers verwandelte er den Journalisten in einen Bewohner der nördlichen indischen Grenzdistrikte. Mit Verblüffung beobachtete Gardener, der vor einem Spiegel Platz genommen hatte, wie sich unter den kunstfertigen Händen des Freundes sein gut englisches Gesicht, in dem es an Sommersprossen nicht mangelte, in das tiefbraune, gefurchte Antlitz eines Mannes verwandelte, der sein Lebtage nichts anderes getan hatte, als mit der Büchse durch die unwegsamen Täler des Hindukusch zu streifen und gelegentlich Karawanen auszurauben.

Nachdem Bob Gardener in die mitgebrachten Kleidungsstücke geschlüpft war und Abduraman ihm das lange Turbantuch kunstvoll um den Kopf geschlungen hatte, war die Verkleidung vollständig. Wenn der Journalist nur ein wenig schauspielerisches Talent hatte, um die den Orientalen eigenen Bewegungen des Gehens nachzuahmen, konnte auch das schärfste Auge nicht erkennen, daß in der fremden Tracht ein Europäer steckte.

Ebenso sorgfältig wie die Verkleidung hatte Sherridan alles vorbereitet, was dazu dienen sollte, unbemerkt aus dem Hause des Residenten hinaus und wieder hinein zu kommen.

Es war eine wundervolle Tropennacht, in die sie durch eine verschwiegene Pforte an der Rückseite des Gebäudes hinaustraten. An einem samschwarzen Himmel flackerten die Sterne unnatürlich groß und mit einem seltsamen, gleichsam feuchten Glanz. Die Straßen von Barapur lagen verlassen da, überragt von den schroffen Gipfeln des Gebirges, das von allen Seiten auf die Stadt heruntersah. Nur auf dem Platz vor dem Karawanserail sahen sie Gestalten und hörten sie Geräusche. Im Lichte des aufgehenden Mondes erkannten sie lange Reihen von Kamelen, die zwischen ihren Lasten niedergekniet waren. Eine Karawane, die am Morgen von Tibet herübergekommen sein mochte und die Kühle der Nacht benutzen wollte, um ihre Wanderung nach dem heißen Süden fortzusetzen.

Die beiden verkleideten Europäer tauchten im Bazar unter. Dort war es fast stockfinster, nur da, wo die Bazargassen sich kreuzten, hingen trübe Oellampen. Die meisten Läden waren geschlossen und mit dicken Bohlen geschützt, die winzigen Löcher aber, in denen die armen Handwerker hausten, lagen offen da und aus ihnen klang das gleichmäßige Atmen von Schlafenden und das wirre Reden von solchen, die aus ihres Träumen sprachen. Auch mußte man sich versehen, daß man nicht auf Schli-

fer trat, die sich, an die Mauern gedrückt, im Staub der Straße niedergelegt hatten, weil das Dach des Bazars das einzige war, das sie gastfrei aufnahm.

Abduraman-Sherridan schien in diesem Labyrinth zu Hause zu sein. Ohne einen Augenblick zu zögern, führte er den Journalisten. Von der Hauptstraße, die den Bazar in seiner ganzen Länge durchzog, bog er bald in Nebenstraßen ab und von dort in ein Gewirr kleiner Gäßchen, die fast in völligem Dunkel lagen.

Endlich machten sie vor einer schmalen Tür halt, aus deren Ritzen ein schwacher Lichtschein nach außen drang.

«Hier ist es!» flüsterte Sherridan dem Journalisten zu. «Lassen Sie sich durch nichts, was Sie sehen oder hören werden, aus dem Gleichgewicht bringen. Bleiben Sie im Hintergrund und verhalten Sie sich völlig ruhig. Ich werde schon dafür sorgen, daß von dem gesprochen wird, was Sie wissen wollen. Wenn Sie jemand anspricht, antworten Sie auf Paschtu oder auf Hindustanisch; das Sie ja beides können. Und nun vorwärts!»

Er klopfte leise und in einem besonderen Rhythmus an die Tür, die sich gleich darauf lautlos öffnete. Einen Augenblick fiel das Licht einer Fackel hell auf Gardener und seinen Begleiter. Abduraman-Sherridan trat rasch ein und zog Gardener mit sich. Der Mann, der die Fackel trug und ihnen geöffnet hatte, schien Abduraman-Sherridan zu kennen. Jedenfalls stellte er weder eine Frage noch erhob er Einwendungen, als Sherridan, dem Gardener dicht auf den Fersen blieb, eine schmale Treppe hinabzusteigen begann, die steil nach unten führte.

Je tiefer sie hinabstiegen, um so deutlicher war ein Stimmengewirr zu vernehmen, das von unten herauf klang. Als sie am Ende der Treppe angelangt waren, hielten sie wiederum vor einer verschlossenen Tür. Sherridan stieß sie auf, und beide standen einen Augenblick geblendet von dem Licht, das auf sie eindrang.

Aber schon hatte Sherridan Gardener bei der Hand gepackt, führte ihn ein paar Schritte in das Innere des Raumes und zog ihn neben sich in jene Hockstellung nieder, in der die Orientalen zu sitzen pflegen. Wenn ihr Eintritt überhaupt bemerkt worden war, so war das Interesse an ihnen in dem Augenblick erloschen, in dem sie untertauchten in der Menge derer, gleich denen sie jetzt auf den Teppichen hockten, die den Boden des unterirdischen Raumes bedeckten.

Sobald seine Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, begann Gardener sich vorsichtig umzusehen. Das unterirdische Gewölbe schien eine Art Tempel zu sein. Es war fast kreisrund, nur an der Seite, der alle Anwesenden ihr Gesicht zuwandten, befand sich eine Nische, vor der auf einem altarähnlichen Aufbau ein Feuer loderte. Im übrigen war der Raum durch große Lampen erhellt, die

"4711" Rheingold

Eau de Cologne

Parfum



*"4711" Rheingold - das Parfum rheinischer Romantik - ist wie geschaffen für die Eigenart der eleganten Frau. * Den gleichen bezaubernden Duftcharakter besitzt die beliebte "4711" Rheingold-Eau de Cologne. Sie verbindet die erfrischende Kraft von "4711" Echte Eau de Cologne mit dem köstlichen Wohlgeruch des Parfums "4711" Rheingold.*



Parfum "4711" Rheingold
Fr. 3.- bis 15.-
"4711" Rheingold-Eau de Cologne
Fr. 2.-, 3.50, 5.50

von der Decke herabbingen und in denen dicke Kerzen brannten.

Wenn Gardener sich ein wenig auf den Fersen hob, auf die er sich niedergehockt hatte, konnte er die Menge überblicken, die diesen Raum füllte.

Mit einem Blick übersah er, daß sich unter den zweihundert Versammelten Männer aus allen Teilen Nordindiens befanden. Mohammedaner und Hindus, Angehörige der wilden Bergstämme und friedliche Bewohner der Ebene. Tibetaner waren da und Afghanen, Leute aus dem unabhängigen Grenzstaat Nepal, den kein Europäer betreten darf, und buddhistische Mönche aus Leh und Lhasa. Ja, ein oder zwei der Besucher trugen sogar die weiße Kappe der Anhänger Gandhis.

Sherridan hatte sich neben ihm niedergehockt und ebenfalls die Versammelten gemustert. In dem leisen, eintönigen Gemurmel, das ringsum herrschte, flüsterte er Gardener zu: «Bleiben Sie hier und verhalten Sie sich ruhig, was immer auch geschehen mag. Ich gehe etwas weiter nach vorn. Behalten Sie mich im Auge. Wenn es nötig sein sollte, sich vorzeitig aus dem Staube zu machen, werde ich Ihnen ein Zeichen geben.»

Damit verschwand er von seiner Seite, und Gardener sah ihn nach einigen Minuten wieder in der Nähe jener Nische auftauchen, vor der auf dem Altar das Feuer brannte. Dort ließ er sich in der ersten Reihe nieder, so daß er für den Journalisten sichtbar blieb.

Dieser versuchte jetzt zu erkennen, was eigentlich in jener Nische war, die er bis dahin kaum beachtet hatte. Aber das war schwer, die Flammen des Feuers, die sich in einem Luftzug bewegten, der den ganzen Raum erfüllte, warfen ein allzu wechselndes und unsicheres Licht in diesen schmalen und tiefen Raum. Manchmal war es Gardener so, als könne er dort eine menschliche Gestalt erkennen, aber im nächsten Augenblick war sie schon wieder verschwunden. Er kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Und nun erblickte er deutlich etwas, das ihm alles Blut zum Herzen trieb.

Die Nische war in ihrem oberen Teil durch einen starken Querbalken abgesteift, von dem zwei kurze, dicke Ketten herabgingen, deren letzte Glieder zwei große Ringe bildeten. In diesen Ringen steckten die Füße eines Mannes dergestalt, daß dieser Mann mit dem Kopf nach unten hing und sein Haupt der Menge zugewandt war.

Gardener hatte genug Yogis und Fakire gesehen, aber keiner hatte sich eine so furchtbare Stellung ausgesucht wie dieser hier. Denn daß es ein Yogi war, der sein ganzes Leben lang in der einmal gewählten Position verharrte, sah man auf den ersten Blick. Der ganze, völlig nackte Körper war zum Skelett abgemagert. Die Beine schienen ohne jedes Fleisch zu sein, desgleichen die Arme und die Hände, mit denen er sich auf den Boden aufstützte. Alles Leben schien aus diesem Rumpf, der jede Rippe sehen ließ, und aus diesen Gliedmaßen, die dünnen Stecken gleichen, längst entflohen zu sein.

Um so lebendiger war das Haupt des Yogi. Zwar war auch es bis aufs äußerste abgemagert, aber ein wilder Bart, dessen Enden er sich um den Hals geschlungen hatte, damit sie ihm nicht über die Augen fielen, ließ das nicht erkennen. Auch das Haupthaar des Yogi wuchs wild und schleifte auf dem Boden.

Das Furchtbarste an dieser Gestalt aber waren die Augen. Sie waren größer als bei irgendeinem anderen Menschen. Mit einer Wildheit sondergleichen starrten sie in den Raum. Das Feuer, das ganz in ihrer Nähe brannte, schien sie nicht zu blenden. Ohne auch nur ein einziges Mal mit der Wimper zu zucken, blickten sie ausdruckslos ins Helle.

Die Wände der Nische, in der der Yogi hing, waren aus gewöhnlichem Lehm. Trotz der Wärme, die das Feuer verbreitete, rieselte die Nässe an ihnen herab, der Balken, an dem die Ketten hingen, war von Ruß geschwärzt, und die Ketten selbst waren rostig. Es war offenbar, daß der Yogi schon jahrelang, vielleicht schon seit Jahrzehnten an ihnen hing.

Eine Bettelschale, in der ein paar Körner Reis waren und ein irdenes Wassergeschäß befanden sich in Reichweite seiner Hände, an denen die Nägel krallenartig gewachsen waren. Mehr schien dieser furchtbare Fakir nicht zu bedürfen.

Während der Blick des Journalisten wie gebannt an seiner Gestalt hing, kam ihm innerlich ein Schauer an. Wie fremd war ihm, der ihn so gut zu kennen vermeinte, der Orient geblieben! Welche unübersteigbare, uneinreißbare Schranke stand zwischen diesen Menschen und seinesgleichen. Wie unvorstellbar war ihm das Leben jenes Mannes, der dort in der Nische hing. Denn das hatte Gardener gleich erkannt: das war keiner von den geschickten Schwindlern, die in Benares, Purki und an anderen heiligen Orten ihre Gauklerstücke machten, um den Pilgern, vor allem aber den wundersüchtigen Europäern, das Geld aus der Tasche zu locken. Dem da war es ernst mit der Abtötung des Fleisches, auf daß die Seele frei werde. Unbegreiflich nur, daß der Körper diese Tortur ausgehalten hatte, bis alles Gefühl in ihm erstarben war. Alle wissenschaftlichen Erklärungen der europäischen Medizin vermochten dieses unbegreifliche Faktum nicht zu erklären. Es war für europäische Gehirne ein Wunder.

«Ein Wunder!»

Plötzlich fiel dem Journalisten ein, zu welchem Zweck er eigentlich die ganze Reise hierher in den entferntesten Winkel Indiens unternommen hatte. War es nicht, um

ein «Wunder» zu entlarven, ein Wunder, das von hier aus seinen Weg genommen hatte, über tausende von Meilen nicht nur, sondern auch über ein ganzes Jahrhundert, um plötzlich in der Stadt London aufzutreten, wo man an Wunder nicht glaubte? Und sollte nicht, wenn Sherridan recht hatte, von diesem Manne da vorne die Aufklärung kommen, von ihm, der selbst ein Wunder schien?

Das Murmeln der Menge verstummte plötzlich. Der Yogi, der bisher regungslos gewesen war und an dem nichts war und an dem nichts zu leben schien als die Augen, begann sich zu bewegen. Sein Körper begann leise hin- und herzuschwingen. Totenstille herrschte, in der man plötzlich das leise Knistern der brennenden Kerzen vernehmen konnte. Dann wurde dieses sanfte Geräusch durch ein anderes abgelöst. Die rostigen Ketten, an denen der Yogi hing, begannen zu kreischen. Sein Körper schwang frei durch den Raum. Die Hände hielt er im Nacken verkrampft. Er sah jetzt aus wie einer jener Trapezkünstler, die im Zirkus oder auf der Varietébühne ihre Kunst zeigen. Er war so in Schwung gekommen, daß jedesmal, wenn der Körper nach vorne schoß, sein Haupt dicht über dem lodernen Feuer des Altars schwebte. Aber es schien, daß dieses nicht instande war, seine Haut zu verzehren, nicht einmal die Haare, die mitten durch die Flammen schleiften, wurden von ihr angesengt.

Schließlich wurden die Schwingungen kürzer, der Körper des Yogis kehrte in seine Ruhelage zurück. Je mehr das geschah, um so erregter wurde die Menge. Das Gemurmel begann von neuem.

«Jetzt wird er gleich sprechen!» hörte Gardener seine Nachbarn zueinander sprechen. «Er wird weissagen. Wir werden wissen, was die Götter beschlossen haben!»

Im nächsten Augenblick erfüllte ein furchtbares Heulen die Luft. Der Yogi hatte es ausgestoßen. Gardener merkte, daß nicht nur er bis ins Mark erschauerte, sondern daß auch die übrigen Anwesenden vor diesem furchtbaren Schrei zu erstarren schienen.

Ein alter Mann in der ersten Reihe stand auf, ergriff den Wasserkrug und führte ihn dem Yogi an die Lippen. Der trank in langen, durstigen Zügen, wobei er die Augen schloß.

Dann hing er wieder regungslos an seinen Ketten. Als er aufs neue die Augen öffnete, fragte ihn der Alte, der ihm zu trinken gegeben hatte:

«Heiliger Mann, was siehst du?»

Der Yogi starrte in die Flamme vor sich. «Ich sehe einen, der da kommt und der heiliger ist als ich. Er schreiet rüstig über die Wege und es ist viel Volks mit ihm.»

Der Yogi verstummte. Nach einer Weile fragte der Alte wieder:

«Wann wird er kommen?»

«Einen Tag noch und eine Nacht. Am zweiten Tage wird der Heilige unter uns sein.»

Ein Brausen ging durch den Raum. Alle Augen glänzten. «Der Heilige kommt... Er ist schon nahe!... Uebermorgen werden wir ihn sehen!» ging es von Mund zu Mund.

Als die Erregung sich gelegt hatte, fragte der Alte:

«Was wird der Heilige von uns verlangen, Yogi?»

«Ich weiß es nicht, aber ihr werdet tun, was er will.

Die Götter schicken ihn!»

Wieder begann das Raunen: «Ja, was er will, werden wir tun. Er wird uns führen.»

Da erklang plötzlich eine andere Stimme, als die des Alten. Sie kam von einem Mann in der ersten Reihe.

Als Gardener aufblickte, sah er, daß Sherridan es war, der sprach.

«Sage uns mehr über den, der kommt, heiliger Mann.

Ist er ein Alter oder ein Junger?»

«Er ist weder alt noch jung. Die Zeit hat keine Macht über ihn. Er kommt immer wieder. Er kennt keinen Tod. Wenn andere Menschen sterben, schläft er, um wieder zu erwachen. Er schläft lange, Menschen mag es eine Ewigkeit erscheinen, aber ihm ist es nur einen Augenblick; dann ist er wieder wach.»

Lautlos, von Ehrfurcht ergriffen, lauschte die Menge.

«Blicke in die Vergangenheit, heiliger Mann. Siehst du dort ihn, der da kommen wird?»

Der Yogi starrte in die Flamme. «Ja», sagte er nach einer Weile, «ich sehe ihn in der Vergangenheit. Hier sehe ich ihn, in dieser Stadt, in Barapur. Er war der «Guru» des Fürsten, sein Lehrer in der göttlichen Weisheit. Der Fürst hörte auf ihn.»

Die Menge lauschte atemlos.

«Wird er auch diesmal der Guru des Fürsten werden?»

Der Yogi sah «Abduraman» lange an. «Du sprichst unsere Sprache», sagte er dann, «aber du fragst wie ein Sahib. Geh, ich will dir nicht mehr antworten...! Auch er, der da kommt, wird dir nicht antworten... Abduraman! Aber es ist einer unter uns, der weit hergekommen ist und vom Himmel zu uns herabstieg... dem wird der Guru antworten!»

Bei den letzten Worten hatte der Yogi begonnen, sich wieder in seinen Ketten zu schwingen. Jetzt schloß er die Augen, die Weissagung war offenbar zu Ende. Gleichzeitig stimmte die Menge ein Lied an, dessen Monotonie von den Lehmwänden des Raumes zurückgeworfen wurde.

Gardener hockte unbeweglich da, aber in seinem Herzen tobte ein Sturm. Er fühlte es: er stand ganz nahe vor der Lösung des Rätsels. Noch zwei Tage, und er würde

Gewißheit haben über die Frage, die ihn nach Indien getrieben hatte.

Gewißheit? Hatte er die nicht schon? Hatte der Yogi nicht jenen größeren Heiligen angekündigt, der nie starb, der immer wieder kam, um den Fürsten des Landes ein Freund, Führer und Ratgeber zu sein? Gab es denn einen Zweifel darüber, daß der, der da kommen sollte, nach der Weissagung des Yogis der gleiche war, von dem der Medicus das Zauberpulver erhalten hatte?

Gardener war sich dessen bewußt, daß jeder Zweifel in ihm erstarben war. Er, Bob Gardener, ein hundertprozentiger Engländer, der kritischste aller Journalisten, hatte vor dem «Wunderbaren» kapituliert. Es blieb ihm nichts mehr zu tun, als die letzte Bestätigung dessen, was geschehen war, aus dem Munde des «Kommanden» zu erfahren. Dann mußte er zurück nach London... mit der größten Sensation, die je ein Reporter von einer Reise heimgebracht hatte, und die nur einen einzigen Nachteil hatte: daß kein Mensch sie ihm glauben und keine Zeitung sie drucken würde.

Und dann war da Cynthia! Cynthia, die er zurückgewinnen wollte durch die Entlarvung dieses Stobbs, und deren Glaube an ihn jetzt so glänzend gerechtfertigt war. Nichts würde sie jetzt von ihrem Plan abbringen können. Und er, Gardener, würde entweder auf sie verzichten oder dieses Teufelszeug des Medicus fressen müssen.

Er schrak zusammen, als jemand seine Hand berührte. Es war Sherridan, der ihm zuflüsterte, er möge ihm schnell folgen. Während die Menge mit Inbrunst sang, gewannen die beiden, ohne daß sie jemand hinderte, den Ausgang. Schnell und schweigend eilten sie durch den Bazar, und erst als sie wieder in der Nähe des Residenten-Palastes waren, maßigte Sherridan seinen Schritt.

«Sind Sie sich eigentlich dessen bewußt, mein Lieber, in welcher Gefahr wir geschwebt haben? Wenn dieser Yogi nicht so etwas wie ein Gentleman gewesen wäre, hätte keiner von uns die Sonne wieder zu sehen bekommen.»

«Wieso?» fragte Gardener verblüfft.

«Weil der Kerl ganz genau gewußt hat, daß ich ein Europäer bin. Haben Sie nicht gehört, wie er sagte: „Du sprichst unsere Sprache, aber du fragst wie ein Sahib!“ Der Bursche wollte mir durch die Blume andeuten, daß er meine Maske durchschaut hat. Wenn er das für seine Zuhörer etwas deutlicher gemacht hätte, wäre der Secret Service jetzt um einen braven Beamten ärmer.»

«Donnerwetter! Sie mögen recht haben. Aber wieso war auch ich in Gefahr? Er hat mich doch gar nicht gesehen?»

«Woher wissen Sie das? Er hat Sie doch deutlich genug gezeichnet. „Es ist einer unter uns, der kam von weit her und ist vom Himmel herabgefallen!“ Anscheinend weiß er also sogar um Ihre Notlandung in Bender Abbas. Und Ihnen wird der kommende Heilige antworten, wenn Sie ihn fragen. Ich werde dieses Vertrauens nicht gewürdigt, aber verlassen Sie sich darauf, ich werde trotzdem ein Wörtchen mit dem Mann zu reden haben.»

Sie betraten ungesehen wieder das Haus des Residenten und trennten sich mit einem Händedruck. Ein paar Minuten später saß Gardener vor dem Spiegel, um seine Verkleidung abzulegen. Schon wollte er damit beginnen, als er plötzlich innehielt. Lange überlegte er. Dann stand er auf, schlich leise aus dem Zimmer, über die Treppe bis zu jener kleinen Pforte, die sie zu ihrem nächtlichen Ausflug benutzt hatten. Schnell durchquerte er die schlafende Stadt, in der eben erst die Hähne zu krähen begannen. Als die Sonne aufging, wanderte er längst auf jener Straße ins Gebirge, auf der das Volk von Barapur am nächsten Tage jenen erwarten würde, «der da kommen sollte».

Das Pulver wechselt seinen Besitzer.

Unter den etwa tausend Passagieren der «Hibernia» gab es bestimmt keinen vergnügteren als Gilley. Er hatte so lange keine Schiffsplanken mehr unter den Füßen gehabt, seitdem er das letztmal «vor dem Mast» gefahren war — als Matrose —, und nun saß er auf diesem Riesenschiff, war Passagier und hatte genug Geld in der Tasche, um jederzeit an die Bar zu gehen und sich einen Whisky einschenken lassen zu können.

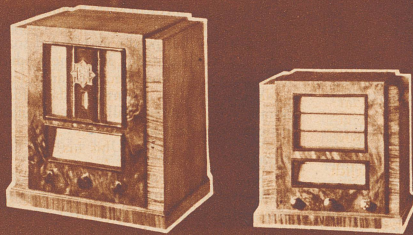
Gilley war ein kluger Mann, ein gewiegter Stratege in allen Lagen seines so abwechslungsreichen Lebens. Er war schon früher, als Matrose, in New York gewesen, kannte aber nichts mehr davon, als die Docks von Hoboken und die Flüsterkeipen, die es in der Hafengegend gab. Er sagte sich, daß er nicht blind vorstürmen dürfe, um seinen Zweck zu erreichen, sondern erst sorgfältig das Terrain sondieren müsse. Das Zeitungsblatt mit dem schwungvollen Aufruf von Potter & Potter hatte er bei sich. Zunächst wollte er sich einmal die Stätte, an der er seine diplomatischen und sonstigen Fähigkeiten zu erweisen hatte, von außen besehen.

Es war schon ziemlich spät am Abend, als er sich auf den Weg nach dem unteren Broadway machte. Diese Gegend, am Tage die belebteste von ganz New York, liegt abends wie ausgestorben da. Die riesigen Wolkenkratzer verschwinden in der Dunkelheit. Wo aber noch irgend ein Büro arbeitet, leuchten seine Fenster wie völlig losgelöst von der Erde aus der Höhe herab.

(Fortsetzung folgt)

Ein Radioapparat von Telefunken freut doppelt als Geschenk...

denn man hat mehr vom Radio mit einem TELEFUNKEN. Stundenlang können Sie allabendlich den herrlichen Darbietungen lauschen, die er aus allen Teilen der Welt bringt. Als glücklicher Besitzer eines TELEFUNKEN „Mozart“ oder „Parsifal“ würden Sie Ihren Radio nie mehr gegen andere Vergnügungen tauschen. Ihr TELEFUNKEN bleibt Ihnen lieber — und er spart Ihnen Geld.



Mozart

ein echter Telefunken-Super für weniger Geld, außerordentlich trennscharf und von hervorragendem Klang. Fr. 360.-

Parsifal

der neuartige Telefunken-Hexodensuper mit Orthoskop. Unübertroffene Trennschärfe, Empfangsempfindlichkeit und Klangschönheit, wirkungsvolle Störsperre, automatischer Fading-Ausgleich Fr. 570.-



TELEFUNKEN die führende Marke der schweizerischen Radioindustrie